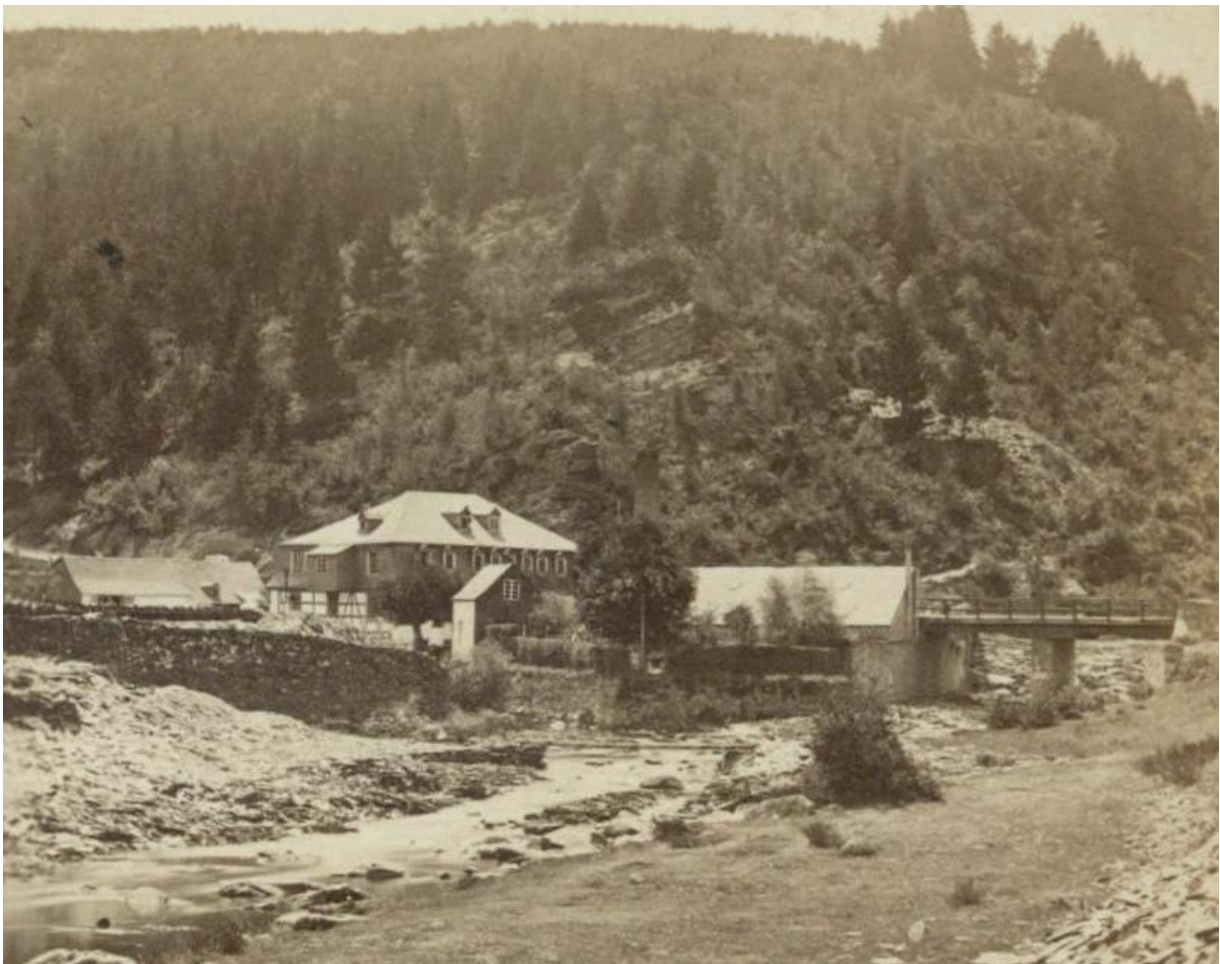


## Als das Venn zu Papier werden sollte

Was fällt einem nicht alles ein, wenn einem das Wasser bis zum Hals steht. Wenn der Beruf, den man gelernt und immer schon ausgeübt hat, plötzlich nicht mehr gefragt ist. Wenn das Lebenswerk wie ein Kartenhaus in sich zusammenfällt. Wenn alles sicher Geglaubte sich in Luft auflösen scheint. Wenn man sich vor die Alternative gestellt sieht, resigniert aufzugeben oder einen Neuanfang zu wagen. Das war die Situation, in der sich Alexander Scheibler (1804-1877) Ende der 1830er Jahre befand. „Die Tuchfabrikation bietet nach meinen Erfahrungen keine sichere Existenz mehr. Es ist daher nöthig, auf andere Mittel zu sinnen, um sich diese zu verschaffen.“ So beginnt sein Eintrag in ein dickes, ledergebundenes Geschäftsbuch mit Abrechnungsvermerken und diversen Anleitungen zur traditionellen Tuchherstellung, in das er, auf der Suche nach Alternativen, seine Einfälle notiert hat.



Alexander Scheiblers Firma an Dreistegen im Jahr 1865

Alexander Scheibler war Realist. Er erkannte früh, dass er auf die Veränderungen, die zu seiner Zeit mit aller Wucht die Monschauer Betriebe trafen, rasch reagieren musste. Denn trotz eines kurzen Auflebens während der Franzosenzeit war es mit der Monschauer Tuchfabrikation nach dem Anschluss des Rheinlandes an Preußen 1815 unaufhaltsam bergab gegangen. Monschau hatte den Anschluss an die industrielle Entwicklung verloren. Das Aufstellen leistungsstarker Dampf- und Webmaschinen, die zu einer deutlichen Erhöhung der Produktivität geführt hätten,

war in den vorhandenen Gebäuden nicht möglich und die Enge des Tales lies auch keinen nennenswerten Ausbau der Betriebe zu. Dadurch konnten sie dem Preisdruck billiger Massenwaren aus dem In- und Ausland letztlich nicht standhalten. Ein Teil der Unternehmer wanderte nach Osteuropa aus. Die übrigen beschlossen, sich anderen Textilsparten zuzuwenden.

Alexander Scheibler gehörte zu denen, die blieben. 1837 hatte er von der Firma Matthias Schlösser & Sohn die im Jahr 1778 konzessionierte Walkmühle an Dreistegen erworben, seinen Betrieb dorthin verlegt und die Tuchfabrikation zunächst fortgeführt, bis er sie 1856 einstellte. Jetzt begann er mit der Produktion von Filzhüten. Doch schon kurz danach nisteten sich in seinem Werk die Motten ein und verdarben in den Jahren 1858 und 1859 einen Großteil der fertigen Waren. „Mein Entschluß steht fest, die Hutfabrik eingehen zu lassen“ notierte Scheibler am 31. Dezember 1860 in sein Bilanzbuch.

Die Produktion von Dachschiefer schien seiner Meinung nach ein sicheres Zubrot zum Textilgeschäft zu sei. Doch bereits Ende der 1850er Jahre musste er feststellen, dass die bisherige Schieferader im erst 1855 übernommenen Magdalena-Stollen bei Dreistegen nahezu ausgebeutet war und die Erschließung von neuen wegen Verwerfungen im Fels kaum möglich sein würde. Seine im Püngelbachtal gelegenen Bergwerke konnten das nicht kompensieren. Aus dem Jahr 1873 stammt der letzte Eintrag über das Schieferbruchgeschäft.

Alexander Scheibler scheute nicht davor zurück, auf der Suche nach einer „sichere[n] Existenz“ auch ungewöhnliche Wege zu gehen. Was blieb ihm auch anderes übrig? Wie Anzahl und Umfang seiner Einträge im besagten Notizbuch zeigen, hat er sich intensiv mit der Herstellung von Seife beschäftigt und zahlreiche detaillierte Rezept u. a. für Bimssteinseife, Bittere-Mandel-Seife, grüne Seife, Schmierseife, Kernseife, flüssige Palmölseife, Harzseife und Kokosnussöl-Seife zusammengetragen.

Eine Alternative zur Tuchmacherei jedoch erzeugt heute eine gewaltige Gänsehaut. „Man wird ein solches [Mittel zur Existenzsicherung] finden, wenn man sich nach der Verwerthung der Torflager in Irland erkundigt. Unser Venn bietet dann ein unerschöpfliches Lager, [...] sei es indem der Torf zu Hüttenwerken, Papierfabrication & a[nderem] verwendet wird.“ Und er klebte auch gleich eine zweiseitige „Gebrauchsanweisung“ ins Buch.

„Die Torfarten“, die zur Papierproduktion „gebraucht werden sollen, müssen faserig, blättrig, mit weniger erdiger Beimischung, gelblich oder röthlichbraun von Farbe seyn.“ Diese Bedingungen erfüllte die oberste Torfschicht, die nicht zum Heizen taugte und die sich bislang nicht verwerten ließ. „Die Fasern dieses Torfs werden gebleicht und entweder für sich allein oder als Ersatzmittel für Kalk, Gips, Thon, Baumwollabfälle, Haare, Lederabfälle etc. zur Papierfabrikation angewandt. [...] Um diese Torfart zu bleichen, weicht man sie zuerst in kaltem Wasser auf, bis ihre Theile beim Umrühren sich voneinander trennen.“

Und dann sollte die Chemie ins Spiel kommen. „Die feineren Teilchen werden gewaschen, die zurückbleibende Faser wird dann kalt mit einer sehr verdünnten Auflösung von Aezkali oder Aeznatron behandelt [...]. Die alkalische Auflösung, welche die Humussäure enthält, wird von der Faser ausgepreßt. Letztere weicht man dann noch einige Zeit in sehr verdünnter Schwefelsäure. In dieser löst sich das Eisen und auch das allenfalls im Torf enthaltene Ammoniak auf. Nachdem die Faser nun wieder ausgepreßt worden ist, behandelt man sie in der Kälte mit einer verdünnten Auflösung von Chlorkalk [...] Wenn sie ganz gebleicht ist, gießt man die Bleichflüssigkeit ab und wäscht die Faser gut aus. Diese ist nun zur Papierfabrikation geeignet.“



Aufgeben kam für Alexander Scheibler, hier auf einem Foto aus der Zeit um 1870, nie in Frage.

Außerdem würden sich, wie Alexander Scheibler detailliert ausführte, verschiedene Produktionsrückstände weiterverwenden lassen, z.B. zum Gerben von Fellen bzw. zur Herstellung von Ölfarbe oder dunkelbrauner Tinte.

Wie weit die Pläne fortgeschritten waren und welches Aufsehen sie weit über die Region hinaus erregten, verdeutlichen Meldungen zwischen Juni und Juli 1840 im Augsburger Tagblatt, im Münchener Morgenblatt und in der ebenfalls in München erscheinenden Zeitschrift Die Bayerische Landbötin. „Ueber die allgemeinere Anwendung des Torfes als Brennmaterial ist schon viel geschrieben und gedruckt worden. [...] Nächstens wird ihm nun gar die Ehre zu Theil werden, auch unter die Buchdruckerpresse zu kommen. Herrn Alexander Scheibler in Montjoie bei Aachen [...] ist es nämlich gelungen, aus Faserstoff ein sehr brauchbares und sogar schönes Packpapier herzustellen. [...] Herr Scheibler will eine Torfpapierfabrik errichten.“ Alexander Scheibler muss sich schon in den 1830er Jahren intensiv mit der Möglichkeit beschäftigt haben, aus Torf Papier herzustellen. Am 4. April 1840 reichte er ein Gesuch „um hochgefällige Erwirkung eines Patents [...] zur alleinigen Betreibung einer durch ihn erfundenen Torf-Papier-Fabrikation“ ein. Die Aachener Bezirksregierung stand dem Projekt wohlwollend gegenüber. Bisher seien die „weitgedehnten Faserschichten“ aus Kostengründen bei weitem nicht im erforderlichen Maße abgetragen worden, um an den eigentlichen Torfbrennstoff zu

gelangen. Doch mit Hilfe von Scheiblers Projekt „dürfte Aussicht vorhanden sein, daß in Zukunft, bei nützlicher Verwendung der fraglichen schwammigen Substanz, ihre Fortschaffung beschleunigt würde und daß dies auch nicht ohne Einfluß auf die Verbesserung des Klimas des Hohen Venns und der Umgebung desselben bleiben würde, da die niederschlagende, von jenen Schwämmen aufgenommene Nässe nicht mehr langsam verdunstet, sondern rasch nach den Tälern abfließen wird. Hiermit würde auch der Urbarmachung des Venns, unter Beihülfe des Wegebaues, Vorschub geleistet und so die Erfindung resp. Anwendung der Torfpapierfabrikation zunächst für den Kreis Montjoie von segensreichen Folgen sein können.“

Dass es dann doch nicht dazu kam, ist dem preußischen Finanzministerium in Berlin zu verdanken. Die dortige Technische Deputation für Gewerbe lehnte das Gesuch am 14. Mai 1840 mit der Begründung ab, dass „weder die Erzeugung von Papier aus Faserstoff“ noch „die von dem gewöhnlichen Verfahren nicht abweichende Methode aus Torf“ neu seien.

Glücklicherweise fand Alexander Scheibler doch noch ein lohnendes Betätigungsfeld. Kurz nach 1860 gelangte ein aus England stammendes Verfahren nach Deutschland: die Kunst- oder Reißwollfabrikation. Damit ließ sich durch Zerreißen von Tuchabfällen aus Wolle ein wieder spinnbares Rohmaterial, weitaus günstiger als neue Schafwolle, herstellen. Scheibler griff diese Idee sofort auf und war 1863 der erste Monschauer Unternehmer, der die Produktion aufnahm. Gleich im ersten Jahr konnte sein Werk an Dreistegen einen vierstelligen Gewinn verbuchen. Das Hohe Venn war also knapp einer Katastrophe entkommen, denn laut Scheiblers Notizbuch wäre „ein Zentner des besten Torfs“ nötig gewesen, um „18 Pfund feiner weißer Faser“ für die „Papierfabrikation“ zu gewinnen. Wie massiv der Eingriff in die Landschaft und in das empfindliche Ökosystem des Hochmoors gewesen wäre und welche Auswirkungen die Einleitung der chemischen Abfälle in die Rur gehabt hätten, mag man sich gar nicht erst vorstellen.